

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 10 (1903)

Heft: 21

Artikel: Apologetisches über die menschliche Sprache, verglichen mit den Tierlauten [Fortsetzung]

Autor: Kronenberg, I.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-533151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pädagogische Blätter.

Vereinigung des „Schweiz. Erziehungsfreundes“ und der „Pädagog. Monatschrift“.

Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
und des schweizer. kathol. Erziehungsvereins.

Einsiedeln, 23. Mai 1903.

No. 21.

10. Jahrgang.

Redaktionskommission:

Die H. H. Seminardirektoren F. X. Kunz, Hüllich, Luzern; H. Baumgartner, Zug; Dr. J. Stöbel, Rickenbach, Schwyz; H. H. Leo Benz, Pfarrer, Berg, Kt. St. Gallen, und St. Frei zum Storch, Einsiedeln. — Einsendungen und Inserate sind an letzteren, als den Chef-Redaktor, zu richten.

Abonnement:

Erscheint **wöchentlich** einmal und kostet jährlich für Vereinsmitglieder 4 Fr., für Lehramtskandidaten 8 Fr., für Nichtmitglieder 5 Fr. Bestellungen bei den Verlegern: Eberle & Rickenbach, Verlagsbuchhandlung, Einsiedeln.

Apologetisches über die menschliche Sprache, verglichen mit den Tierlauten.

(Konferenzarbeit von Jg. Kronenberg, Pfarrer, Meierskappel.)

(Fortsetzung.)

Der Tierseele geht eben vollständig die Fähigkeit ab zu denken, Begriffe zu bilden, sinnliche Vorstellungen kann sich das Tier bilden in seiner Seele, aber niemals einen Begriff, und wenn es sich auch von sinnlich wahrnehmbaren Dingen keinen Begriff bilden kann, so noch viel weniger von abstrakten Dingen: wie Gerechtigkeit, Wahrheit, Schönheit, Gesetz etc. Die menschliche Sprache hat also in ihren ältesten Formen das Rechte getroffen, wenn sie die Tiere die undenkenden, unvernünftigen, stummen Wesen nennt. Das ist auch der Grund dafür, wie schon früher gesagt wurde, daß dem Tiere die Sprache abgeht, einfache Zeichen, Bewegungen, gewisse Töne, die Instinktsprache oder die Naturlaute sind vollkommen ausreichend, in der Seele des Tieres sinnliche Vorstellungen zu wecken, an die sich dann bestimmte Handlungen der Tiere anknüpfen.

Dem Menschen aber ist die Sprache ein naturnotwendiges Bedürfnis, weil er Ideen und Begriffe bildet, die er aussprechen will, und

wie die Begriffe, so bildet auch die Sprache eine Scheidewand zwischen Tier und Mensch, die niemals umgestoßen werden wird.

Von besonderer Beweiskraft hiefür ist ein Blick zurück auf die Geschichte der menschlichen Sprache. Als das Schönste, was über die Urgeschichte der menschlichen Sprache in den letzten fünfzig Jahren geschrieben worden ist, darf man heute noch den Vortrag betrachten, den der berühmte Sprachforscher Jakob Grimm im Jahre 1851 in Berlin gehalten hat und der seit dem durch viele Auflagen in der gebildeten Welt eine große Verbreitung erlangt hat. Aber so durchaus richtig er über das Verhältniß der menschlichen Sprache zu den Tierlauten urtheilt, so hat ihn doch ein Anflug von deistischer Weltanschauung dazu verleitet, Schlüsse zu ziehen über den Ursprung der Sprache, die man mit gutem Grunde Fehlschlüsse oder logische Schnitzer nennen kann. Dieser Forscher glaubt nämlich annehmen zu müssen, die menschliche Sprache habe sich von rohen Urfanfängen zu der heutigen hohen Entwicklung emporgeschwungen; er sagt z. B. ganz richtig: „Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden, in uns beides als kostbare Gaben gelegt, aber wir denken erst, in dem wir jenes Vermögen üben, wir sprechen erst, wenn wir die Sprache lernen. Gedante wie Sprache sind unser Eigenthum, auf beiden ruht unserer Natur sich aufwindende Freiheit, das sentire quæ velis et quæ sentias dicere, ohne sie würden wir Tieren gleichbarer Nothwendigkeit hingegeben sein, und mit ihr sind wir emporgekommen.“ Aber dann kommen einige Sätze, die uns die deistische Anschauungsweise des großen Gelehrten verraten. Alles, was die Menschen sind, haben sie von Gott, alles, was sie überhaupt erringen im Guten und Bösen, haben sie sich selbst zu danken. Weil die Sprache anfangs unvollkommen war und ihr Wert erst steigt, kann sie nicht von Gott, der Vollendetes prägt, ausgegangen sein.“ Und dann führt er aus, wie verderblich es sei, aus der Vollkommenheit des Sanskrit auf eine formvollendete Ursprache in einem „vermeinten“ Paradies zu schließen, es wäre der göttlichen Gerechtigkeit entgegen gewesen, eine den ersten Menschen verliehene göttliche Sprache für die Nachlebenden von ihrem Gipfel herabsinken zu lassen.

Wir sehen da wieder einmal, wie das Abirren von der Offenbarung selbst bei den größten Denkern Verwirrung anrichtet. Warum denn nicht an der Lehre vom Sündenfall festhalten, die uns mit den allerdeutlichsten Worten sagt, daß die Menschheit von einem vollkommeneren Zustand in einen unvollkommeneren herabgesunken ist und die all die Räthsel, die sich den Sprachforschern gerade wegen der hohen Vollkommenheit des Sanskrit bieten, in der natürlichsten und unge-

suchtesten Weise löst. Muß doch der nämliche Forscher gestehen, daß die ganze Geschichte der Sprache, so weit wir in sie gedrungen sind, in der That ihren Abfall von einer vollendeten zur minder vollkommenen verrate. Man braucht unsererseits nicht so weit zu gehen zu sagen, die ersten Menschen haben von Gott eine fix und fertige Sprache bekommen samt Lexikon und Grammatik (System Otto-Sauer), aber das sagen wir und das wird durch die Resultate der Sprachforschung auf das kräftigste gestützt, daß die ersten Menschen in einer Sprache mit einander verkehrten, die der höhern geistigen Erkenntnis des unverdorbenen paradiesischen Zustandes vollkommen adäquat gewesen ist, und daß dann diese Sprache nach dem Sündenfall eben auch unter dem Einflusse der getrübtten Intelligenz gelitten hat. Oder was will denn das heißen und was will er damit beweisen, wenn der nämliche Forscher, der sich so leichterdings über das Paradies hinwegsetzt, sagt: „Es ist ein folgenschwere Satz, daß Licht und Schall aus denselben Wurzeln fließen.“ Ja, gewiß ist das ein folgenschwere Satz, dieser Satz spricht ganze Bände zu Gunsten der Offenbarung, dieser Satz greift aller mühsam errungenen Naturwissenschaft vor, er beweist, daß die ersten Menschen mit einem viel mächtigeren und tieferen Blick in die Schöpfung hineinschauten, der das Wesen der Dinge zu fassen imstande war, als es nach dem paradiesischen Zustande der Fall war. Selbst ein Philosoph wie Schelling wurde durch den heutigen Zustand des Menschen zu dem Ausspruche hingerissen: „Schaut ihn an, den Menschen, man nennt ihn die Krone der Schöpfung, seine Geschichte ist ausgefüllt mit Greueln jeder Art, er ist sich selbst ein schrecklicher Feind, er ist ein Feind allem Lebendigen und dieses ihm; kein lebendes Wesen im Naturzustande nähert sich ihm, alles flieht, fürchtet ihn, selbst die bewußtlose Natur bäumt sich grollend gegen ihn auf und begräbt ihn unter ihren Trümmern: Kann der Mensch so aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sein? Nein, nein, und abermals nein, hier hat ein Riß stattgefunden zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe, welcher das Geschöpf von Gott los riß, ein Riß durch die Schuld der Menschen, eine ewige, von ihm dem Geschöpfe nicht mehr zu tilgende Schuld.“ Gewiß ist es so, wie Schelling sagt, und wir haben dafür einen tatsächlichen Beweis auch in der Sprache. Wenn wir Trümmer sammeln wollen aus der Zeit des Paradieses, dann müssen wir auf die ältesten Sprachwurzeln zurückgehen, sie zeigen uns den Urmenschen auf einer staunenswerten Höhe, für ihn ergab sich der Name der Dinge unmittelbar aus dem Schauen, er nannte die Dinge nach ihrem innern Wesen, wie uns die hl. Schrift es deutlich sagt in der Namengebung des ersten Weibes.

(Schluß folgt.)